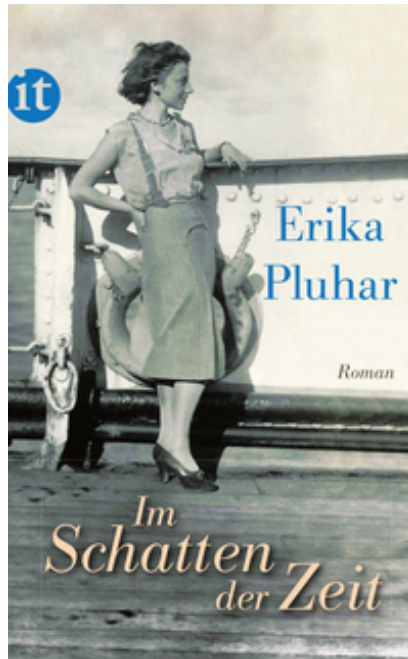


Insel Verlag

Leseprobe



Pluhar, Erika
Im Schatten der Zeit

Roman

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4247
978-3-458-35947-0

»Anna kam am 3. Dezember 1909 in Wien zur Welt und war die zweite der vier Töchter des Glasmalermeisters Franz Goetzer.«

Sie studiert an der Kunstakademie und träumt von einem selbstbestimmten Leben als Malerin – bis sie sich Hals über Kopf in den attraktiven Studenten Seff verliebt. Vor seiner deutschnationalen Gesinnung verschließt sie die Augen, nicht ahnend, welche Konsequenzen diese auch für ihr Leben haben wird . . .

Einfühlsam beschreibt Erika Pluhar die Hoffnungen, Sehnsüchte und Ängste einer jungen Frau, die im Jahrhundert der Extreme aufwächst und deren Lebensreise sie über Österreich nach Brasilien, Deutschland und Polen führt. Ein lebendiger, eindringlicher und bilderreicher Roman.

Erika Pluhar, 1939 in Wien geboren, war nach ihrer Ausbildung am Max-Reinhardt-Seminar lange Jahre Schauspielerin am Burgtheater Wien und als Sängerin tätig. Sie veröffentlichte mehrere Romane, Gedicht-, Lieder- und Erzählungsbände. 2009 erhielt sie den Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln. (www.erikapluhar.at)

Im insel taschenbuch liegen von Erika Pluhar außerdem vor: *Spätes Tagebuch*. Roman (it 4091); *PaarWeise. Geschichten und Betrachtungen zur Zweisamkeit* (it 4183).

insel taschenbuch 4247

Erika Pluhar

Im Schatten der Zeit



Erika Pluhar
Im Schatten der Zeit

Roman
Insel Verlag

Umschlagfoto: Erika Pluhar, Privatbesitz

Erste Auflage 2013

insel taschenbuch 4247

Insel Verlag Berlin 2013

© 2012 Residenz Verlag

im niederösterreichischen Pressehaus

Druck- und Verlagsgesellschaft mbH

St. Pölten – Salzburg – Wien

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelebrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35947-0

Im Schatten der Zeit

Anna kam am 3. Dezember 1909 in Wien zur Welt und war die zweite der vier Töchter des Glasmalermeisters Franz Goetzer. Sie wuchs in der Schulgasse im Bezirk Währing auf. Dort besaß eines der mehrstöckigen Vorstadthäuser eine mächtige Durchfahrt zum weitläufigen Hinterhof, und an dessen Ende lag das Gebäude, in dem sich die Wohnung der Familie und die Werkstatt des Vaters befanden.

Die Wohnräume lagen ebenerdig, und der unter ihnen befindliche Keller beherbergte die Glasmalerei. Diese führte auf der Rückseite des Hauses zum tiefer gelegenen Garten hinaus. Man mußte an Kaninchenställen vorbei, eine Art Korridor überwinden, oder man wand sich zwischen buntem Glas, Arbeitstischen, am murrenden Vater und seinen freundlich grüßenden Gehilfen vorüber durch die gesamte Werkstatt, um diesen Garten zu erreichen.

Kaum hatte man ihn betreten, tat sich sofort sein Wunder auf. Er hatte sich im Andrängen der allmählich immer städtischer werdenden Bauvorhaben, zwischen Hausmauern, Hinterhöfen und Abladeplätzen, unerschütterlich sein verträumtes, ländliches Aussehen bewahrt. Da gab es Kieswege zwischen üppigen Blumenrabatten und Rasenflächen, Kastanienbäume überwölbten ihn von allen Seiten, einen Hügel zum Hof hin bedeckten hochwuchernde Himbeersträucher mit schmalen Pfaden dazwischen, und sogar ein »Salettl«, wie man das weißlackierte Gartenhäuschen nannte, krönte unter Fliedersträuchern und Laubschatten seine Idylle.

Anna liebte diesen Garten. Wie sie meinte, auf eine zärt-

10 lichere und inbrünstigere Weise, als ihre Schwestern es taten. Anna wurde *Anni* gerufen. Die ältere Schwester hieß Hermine, wie die Mutter, und wurde zur *Minnie*, die beiden jüngeren, Gertrude und Hedwig, zu *Trude* und *Hedy*.

Anna also, die keine *Anni* sein wollte, der aber nichts anderes übrigblieb, als sich diesem Namen zu fügen, empfand sich zwischen den weiblichen Mitgliedern der Familie in jeder Hinsicht als Außenseiterin. Und das, seit sie denken konnte.

Die Mutter, eine unbedarfte, brave Frau, terrorisierte zum allgemeinen Leidwesen alle mit ihrer Frömmigkeit. Den sonntäglichen Kirchgang zu unterlassen, führte bei ihr zu einem derart ausufernden und endlosen Gezeter, daß man ihn zähneknirschend auf sich nahm oder log. Anna wurde dabei zur einfallsreichsten Lügnerin innerhalb der Familie und blieb ein Leben lang vom Religiösen in jeder Form angeekelt.

Die Schwestern hingegen waren fügsamer, sie schienen nichts anderes sein und bleiben zu wollen als nette Mädchen aus gutbürgerlichem Haus. Zwischen Minnie, Trude und Hedy kam Anna sich vor wie ein seltener Schmetterling. Sie empfand sich als Künstlerin. Sie wollte werden wie ihr Vater.

Franz Goetzer war als fahrender Handwerksbursche aus Bayern nach Wien gekommen und hatte in der Glasmalerei Seipel als Lehrling zu arbeiten begonnen. Seine Begabung und Tüchtigkeit wurden dem Meister rasch auffällig, vor allem auch im Hinblick auf einen Schwiegersohn, der den Betrieb weiterführen könnte, denn es gab nur Seipel-Mädchen. Franz sah sich also aus Karrieregründen genötigt, eine von ihnen auszuwählen, obwohl er in keine sonderlich verliebt war. Seine Wahl fiel schließlich auf Hermine, die ihm am mei-

sten zusagte, und bald kam es zur Heirat. Er übernahm den Betrieb im Hinterhaus der Schulgasse, und bald wurde die *Glasmalerei Goetzer*, wie sie jetzt hieß, zu einer der bedeutendsten der Stadt. Wenn in Kirchen oder sonstwo bleiverglaste, farbige Fenster mit Bildmotiven benötigt wurden, fragte man meist bei ihm an. Er war hochbegabt als Zeichner und ein hervorragender Handwerker.

Und früh erkannte er die künstlerische Begabung seiner kleinen Tochter Anna, und diese zeigte zudem bald ein mehr als kindliches Interesse an seiner Arbeit. Ja, sie zeigte es so leidenschaftlich, daß er beschloß, das Fehlen eines Sohnes nicht mehr zu beklagen, sondern eben in dieser Tochter seine Nachfolge zu sehen. *Die Anni* sollte später den Betrieb übernehmen.

Im Hinblick auf die Zukunft eines weiblichen Wesens war sein Entschluß völlig unüblich, ja nahezu verpönt, und er zeugte von kühner Aufgeschlossenheit. Anna liebte ihren Vater wohl zu Recht.

Überdies fand sie ihn außergewöhnlich schön. Von eher kleiner Statur, hatte sein schlanker Körper Eleganz. Das lockige Haar, die buschigen Brauen, eine leicht geschwungene Nase und der markante Schnauzbart machten ihn zu einem gutaussehenden Mann, der den Frauen gefiel. Auch seiner Ehefrau hatte er wohl einstens gefallen. Aber schon der kleinen Anni wurde bald bewußt, daß ihr Vater, wenn er ab und zu »geschäftlich« verschwand, sein Männerglück anderswo suchte. Denn die bigotte Hermine trug Nachthemden, die vorne, über der Scham, einen Schlitz hatten, damit der Gatte sie durch diesen hindurch begatten konnte, ohne dabei ihren nackten Körper erblicken oder gar berühren zu dürfen. Anna hatte eines dieser weißleinen Ungetüme eines Tages

- 12 in der Waschküche mit Staunen inspiziert und recht schnell, obwohl noch Kind, ihre Schlüsse daraus gezogen.

*

Es war wohl auch des Vaters Wunsch nach mehr Freiheit, der ihn dazu bewog, für die Familie einen ständigen Sommerwohnsitz zu mieten, den er selbst jedoch nur an den Wochenenden aufsuchte. Er fand ein passendes Landhaus in der Ortschaft Garsten, westlich von Wien gelegen und ein in Wäldern und Wiesen verborgenes kleines Dorf. Man fuhr dorthin »aufs Land«. Und zwar mit Sack und Pack. Ein Pferdefuhrwerk wurde angeheuert und schwer beladen, denn nach des Vaters Wunsch sollten Gemahlin und Töchter auch während der Sommermonate die gewohnte Häuslichkeit um sich haben. Kleidung, Tuchenten, Bettwäsche, Geschirr und Küchengeräte wurden mitgeschleppt, um für das Landleben gerüstet zu sein.

Anna kämpfte jedesmal darum, am Ende der Anreise vorne am Kutschbock sitzen zu dürfen, und da sie Hartnäckigkeit besaß, wenn es um ihre Wünsche ging, und die anderen diesen zugigen Platz ohnehin nicht so wild beehrten wie sie selbst, gestattete man es ihr auch meist. Sie liebte diese Fahrt. Dicht neben dem Kutscher, der mit »Hü!« und »Hott!« seine Peitsche schwang, fühlte sie sich, hoch oben in wehender Luft und die Landstraße weithin überblickend, auf königliche Weise frei. Und über alles liebte sie den atemberaubenden Vorgang, wenn eines der Pferde seinen Schweif hob und, gemächlich weiterstapfend, einige wohlgeformte Äpfel ausschied und fallen ließ.

Jedesmal freute Anna sich auf die Monate in Garsten, auch

das weitläufige alte Haus dort liebte sie. Es lag in einem verwilderten Garten, der ihr unendlich groß und geheimnisvoll erschien. Die Obstbäume waren alt und mächtig, und es gab je nach Jahreszeit Kirschen, Marillen, Äpfel oder Birnen, die überreif herabfielen und im dichten Gras lagen, bereit, aufgeklaut und verspeist zu werden. Vor allem als der Krieg die Menschen in der Großstadt Hunger leiden ließ, ging es der Familie auch dank des Garstner Obstgartens vergleichsweise gut.

Anna nahm vom Kriegsgeschehen nicht allzuviel wahr, vor allem, da dem Vater seiner Zuständigkeit nach Bayern wegen die Einberufung in die k. u. k. Truppen erspart geblieben war. Ihre Eindrücke hatten mit besorgt wirkenden Eltern, seufzenden Gesprächen der Erwachsenen, spartanischen Mahlzeiten und vor allem mit trostlos immer wieder ausgebesselter Kleidung zu tun. Nie gab es ein eigenes neues, hübsches Kleid, stets wurden, wenn man aus einem herauswuchs, Rock und Taille mit Stoffresten verlängert, damit man es weiter tragen und dann noch der jüngeren Schwester vererben konnte.

Nur als der Bruder der Mutter als gefallen gemeldet wurde, erlebte sie Anzeichen von Klage und Schmerz, jedoch wurden die Kinder vor den heftigsten Aufwallungen meist schnell weggeschickt. »Geht spielen«, wurde ihnen mit feuchten Augen befohlen.

Als der Krieg begann, war Anna fünf Jahre alt. Sie besaß einen ungewöhnlich starken Eigenwillen, sonderte sich gerne ab und konnte oft stur auf ihren Wünschen und Vorstellungen beharren. Am liebsten befand sie sich auf dem Land. Und das wohl auch, weil sie dort, im Gegensatz zur Wiener Wohnung, von familiärer Enge verschont blieb.

Wenn dies der Fall war, konnte sie ihre Familie sogar einigermaßen gut leiden. Minnie, die ältere Schwester, begegnete ihr ohnehin meist ruhig und freundlich, und die Mutter benahm sich, von ihrer Bigotterie abgesehen, so, wie Mütter sich eben zu benehmen hatten.

Kam aber Franz Goetzer am Freitag abend mit der Eisenbahn aus Wien angereist, um über das Wochenende bei der Familie zu bleiben, dann hatte Anna seinen Besuch schon den ganzen Tag lang sehnsüchtigen Herzens erwartet. Man begab sich meist viel zu früh zur kleinen Bahnstation, um den Vater abzuholen, die Mutter in weißer Sommertoilette, die Mädchen in den bunt ausgebesserten Kleidchen, Krieg hin oder her, sie wollten alle hübsch sein, wenn der Vater erschien. Und vor allem Anna wollte das.

Wenn er lachend aus dem Zug sprang, den Hut vom Kopf nahm, und jede von ihnen innig umarmte, genoß Anna dies wie eine himmlische Segnung. Sobald sie den Vater sah, war sie glücklich. Und sie blieb es auch, wenn er ab und zu unbeherrscht und streng wurde, wenn er schalt, weil sein Glas frisch gezapftes Bier, aus dem nahen Gasthaus herbeigeht, nicht pünktlich zum Essen auf dem Tisch stand oder weil die Mädchen lärmten, während er sein nachmittägliches Schläfchen halten wollte.

Unklar blieb, ob die Mutter den Vater ebenfalls die Woche über herbeisehnte und was zwischen den Eheleuten geschah, wenn sie sich zurückzogen. Jedenfalls schien Hermine in ihrer Frömmigkeit sich nie all das vorzustellen, was die kleine Anni sich erstaunlich bald vorstellen konnte. Detailgenau malte sie sich aus, wie der Vater als einsamer Junggeselle die Wochentage in der Stadt zubrachte. Sie sah ihn zwar in seiner Werkstatt, sah ihn künstlerisch arbeiten, aber

danach nur von herrlich schönen Frauen umgeben, er der strahlende Mittelpunkt. Anna war ein überreich mit Phantasie begabtes Mädchen und witterte zudem früh das Geschehen zwischen Mann und Frau. Vielleicht auch, weil sie früh ihren Vater zu lieben begonnen hatte. 15

*

Die Kriegsjahre verbrachten Mutter und Töchter vermehrt in Garsten, nicht nur den Sommer über zog man sich aufs Land zurück. Dort herrschten nach wie vor Verhältnisse, die man als friedlich einschätzen konnte, und es gab genügend Lebensmittel, um sich einigermaßen satt zu essen. Daß auf den Schlachtfeldern gestorben wurde, daß auch in Garsten Väter und Söhne beklagt wurden, daß allerorten Hunger und Elend herrschten, all das wurde weitgehend von Anna ferngehalten.

Da sie das dörfliche Leben genoß, den ganzen Tag über frei herumstreunte, freier, als es kleinen Mädchen sonst gestattet war, wurde die Rückkehr nach Wien für sie stets zu einer trüben Erfahrung. Man hatte Anna, ohnehin verspätet, schließlich doch für die erste Klasse der nahe gelegenen Volksschule angemeldet. Wenn auch kriegsbedingt nicht allzu regelmäßig, sie mußte zur Schule gehen, ob sie wollte oder nicht.

Und sie wollte nicht. Mehr noch, sie haßte die Schule, und das vom ersten Tag an. Zwar fand sie die Möglichkeit, endlich lesen und schreiben zu lernen, nicht schlecht, aber sie fand, es sei grausam, inmitten einer Horde anderer Mädchen dazu gezwungen zu werden. Ihr fehlte jede Form von Gemeinschaftssinn. Die Mitschülerinnen waren für sie allesamt

16 nur dumme, schnatternde Gänse, sie gewann zu niemandem Zutrauen, auch zur jungen Lehrerin nicht, sie fühlte sich allein und elend und nur Feinden ausgesetzt.

Die Mutter schüttelte den Kopf. »Such dir doch ein nettes Mädels als Freundin aus«, meinte sie, »möglichst eines, das mit dir auch am Sonntag in die Messe geht, zu zweit ist doch alles viel lustiger.«

Daß die Sonntagsmesse je lustig sein könne, und sei es in Begleitung, fand Anna lächerlich und ebenso den Vorschlag, sich ein nettes Mädels zur Freundin zu wählen. Keines der Mädchen fand sie nett, an jedem hatte sie etwas auszusetzen, zu dick, zu häßlich, zu puppig, zu eitel, zu laut, zu ernst, zu oberflächlich, und letztlich fielen sie alle ausnahmslos unter den Sammelbegriff »blöd«.

Minnie, die ältere Schwester, war sanftmütig und um vieles umgänglicher. Sie ging nicht ungern zur Schule und hatte bereits eine »beste Freundin«.

»Was hast du denn gegen die Mädchen in deiner Klasse?« fragte sie, »sind doch alle wie du, und deine Lehrerin ist hübsch!«

»Sie mögen mich alle nicht«, sagte Anna.

»Du magst sie alle nicht!« rief Minnie.

»Stimmt, ich mag sie nicht, und die sind nicht alle wie ich! Keine ist wie ich, und die Lehrerin ist auch blöd!«

»Warum?«

»Weil sie gesagt hat, ich soll nicht frech sein.«

»Vielleicht warst du frech?«

»Ich hab nur gesagt, daß ich sowieso Künstlerin werde, sie braucht mir nicht zu zeigen, wie ich zeichnen soll.«

»Aber das ist frech!«

»Nein, das ist die Wahrheit!«

»Geh Anni!« sagte Minnie, »sei jetzt du nicht blöd!«

Und sie lächelte sanft und überlegen und wandte sich anderen Dingen zu. Wie immer blieb Anna kochenden Herzens zurück und fühlte sich verlassen. Sie bezweifelte nicht, im Recht zu sein, nur wurde sie eben von keiner Menschenseele verstanden. Einzig beim Vater fand sie Zuspruch, aber auch nur, wenn dieser gut gelaunt und nicht allzusehr in seine Arbeit vertieft war.

»Kümmere dich nicht um die Trantschen«, lautete dann sein Kommentar, »mach dein Zeug, lerne was, später gehst ohnehin auf die Kunstschul'!«

Das half ihr. Schon das Wissen, daß alle um sie herum Trantschen waren, wie das Lieblingswort des Vaters für von ihm verachtete weibliche Wesen lautete, half ihr. Sie selbst würde eines Tages keine Trantschen sein, sondern Künstlerin. Sie würde die Kunstschule besuchen, Glasmalerei studieren, und die Lehrerin mit ihrem blonden Lockenköpfchen habe ja keine Ahnung!

»Tu halt so, als ob du ihr folgst«, riet der Vater, »spiel die Folgsame und ärger dich nicht.«

Und er beugte sich wieder über seine Arbeit, über einen heiligen Franziskus, den er zwischen Lämmern und Vögelchen aus farbigem Glas herausschnitt, darüber die Taube des Heiligen Geistes, die den ebenfalls heiligen Mann und das Getier vom blauen Himmel herab überwachte.

»So ein schönes Fenster!« entrang es sich Anna voll Bewunderung.

»Ja, für die Kirche zum heiligen Franziskus«, nickte der Vater, »und weißt du, was mir aufgefallen ist?«

»Was denn?«

»Daß der Heilige Geist eine Taube, also ein Tier ist. Und

18 da sagen die Geistlichen, ein Tier hätte keine Seele! Hätte der Herrgott dann ein Tier mitten in seine Dreifaltigkeit hineingesetzt? Ha?»

»Nein!« rief Anna und liebte ihren Vater glühender denn je. Ab nun, beschloß sie, würde sie Tiere ganz anders, viel aufmerksamer beachten und ins Herz schließen, und es beglückte sie, daß die lästige Kirchenfrömmigkeit der Mutter sich ein weiteres Mal als Blödsinn erwiesen hatte.

»Warum darf eigentlich kein Hund in die Kirche?« fragte sie wie nebenbei und scheinbar damit beschäftigt, schnurzuspringen.

»Weil Tiere nicht in die Kirche dürfen«, antwortete die Mutter in mild belehrendem Ton.

»Warum nicht?« Es bereitete Anna diebisches Vergnügen, weiterzufragen.

»Tiere haben keine Seele. Sie sind zwar auch Geschöpfe Gottes, aber ohne eine Seele.«

»Aber der Heilige Geist ist ein Tier!« triumphierte Anna.

»Was?!« schrie die Mutter, sofort einer Gotteslästerung gewärtig.

»Ja, eine Taube!« Anna strahlte.

Die Mutter verstummte und starrte grübelnd vor sich hin. Dann rettete sie sich in den kurzen Satz, den Anna immer wieder hörte, wenn Erwachsene um eine Antwort verlegen wurden. »Das ist was anderes«, murmelte Hermine und fuhr kurzentschlossen damit fort, Wäschestücke von der im Garten aufgespannten Leine herunterzunehmen und in einen Korb zu werfen. Dabei seufzte sie einige Male unzufrieden auf. Anna hingegen war äußerst zufrieden mit sich, die Mutter schien für heute zur Genüge verwirrt worden zu sein.

»Tauben sind aber Tiere, Mama!« trällerte sie nur noch und hüpfte mit ihrer Springschnur über den Kiesweg davon. 19

*

Der Wiener Garten, seine Versunkenheit inmitten der Stadt, seine Ungepflegtheit während der Kriegsjahre, die ihn umso ungebärdiger wuchern und blühen ließ, wurde zu Annas Zuflucht. Wenn die Schule oder die Familie sie bedrängte, flüchtete sie zwischen die Himbeersträucher oder ins Gartenhäuschen, um sich Träumen hinzugeben. Aber auch was unbedingt für die Schule vorbereitet werden mußte, erledigte sie gern im Salettl, da konnte sie für sich sein, unbelästigt, und nur vom Kastanienlaub behütet.

Im Winter, wenn es zu kalt war, sich draußen aufzuhalten, mußte sie am großen Eßzimmertisch ihre Hausaufgaben machen, neben den Schwestern, deren Geschwätz und Gekicher sie nicht teilen mochte. Nebenan in der Küche rumorte die Mutter, kam ab und zu herüber, mit guten Ratschlägen oder einer Jause, und die Töchter immer wieder zur Frömmigkeit ermahnend. Unten in der Werkstatt wiederum war es zu kalt für Anna, um untätig dabeizustehen und zuzuschauen, wie der Vater und seine Gehilfen, alle mit dicken Wollwesten und Mützen ausgerüstet, ihren Glasereiarbeiten nachgingen. Man jagte sie mit »Nix wie weg, hier erfrierst uns ja!« wieder in die Wohnung hinauf. Die Wintermonate mit ihrer häuslichen Enge waren für Anna so niederdrückend, daß sie sogar weniger laut stöhnte und schimpfte, wenn sie an kalten Wintermorgen aus dem warmen Bett kriechen und zur Schule eilen mußte.

Aber kaum wurde es Frühling, kaum wurden die Tage län-

20 ger und wärmer, setzte ihre innere Revolte wieder unvermindert ein. Sie schleppte sich schlechtgelaunt und maulend Richtung Schule, ertrug die trüben Stunden dort mit Mühe, eilte nach Hause, verbarg sich bald im Garten oder sah dem Vater bei seiner Arbeit zu.

Doch Glanz erhielt das Leben erst wieder, wenn die Wochenenden oder Urlaubstage in Garsten möglich wurden, wenn Anna frei durch den Obstgarten oder das Dorf streifen, sich alle ihre Geschichten ausdenken und verträumt den Besuch des Vaters erwarten konnte. Nur dann war sie glücklich.

*

Das Kriegsende brachte vorerst keine einschneidende Veränderung für die Familie. Weiterhin galt es, gegen den Mangel an Nahrungsmitteln anzukämpfen. Aber durch die Umsicht der Mutter und die Fähigkeit des Vaters, seinen Betrieb den Anforderungen der Nachkriegszeit anzupassen, gelang es, bitterem Hunger oder Verarmung zu entgehen, ein Schicksal, das rundum vielen Menschen nicht erspart blieb. Nur die arme Großmutter Seipel trauerte um ihren Sohn. Mutter Hermine, den Bruder vermissend, besuchte sie oft, um gemeinsam zu weinen oder sie zu trösten.

Die Wohnung der Großmutter lag nur ein paar Häuser entfernt in derselben Gasse, manchmal wurde eines der Goetzer-Mädchen an der Hand gepackt und mitgeschleift. Zumindest für Anna bedeutete es stets Gewaltanwendung, zur Großmutter befördert zu werden, sie konnte deren mit Möbeln und Nippes vollgestopfte, ungelüftete Räume kaum ertragen. Außerdem erschienen dann meist auch die Schwestern der Mutter, Tante Lilli und Anna-Tant' genannt, die,